

# Wenn der Wunschzettel entsteht...

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **28 (1957)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-809108>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

setzen, die Volksbildung von seiten der Kirche und verschiedener Institutionen. Hier muss Anregung gegeben, Gelegenheit zu eigener Initiative geboten werden. Wie verschieden der freie Samstagmorgen zugebracht wird, soll hier an einigen Beispielen gezeigt werden. Teils sind es Erfahrungen, die Ansporn geben, teils solche, die vor Gefahren warnen.

In einer Biskuitfabrik ist der Samstag seit Jahren gänzlich arbeitsfrei. Man befragte die Belegschaft, wie sie mit dieser Arbeitsordnung zufrieden sei. Die Meinung ist stark geteilt und auffällig gegensätzlich. Die einen rühmen die Fünftage-Arbeitswoche, die andern wünschen die frühere Ordnung zurück. Befürworter des freien Samstags sind vor allem jene Arbeiter, die auf dem Land wohnen und ein eigenes Haus, einen Pflanzgarten, ein Aemtlein in der Gemeinde haben. So hat man doch endlich Zeit, die Küche zu weisseln, die Kartoffeln einzubringen, den Kassenbericht abzufassen, und muss sich nicht damit nach der ermüdenden Berufsarbeit bis in die Nacht hinein plagen. Allerdings hat es unter den Befürwortern auch Leute, die neben dem täglichen Beruf noch Schwarzarbeit verrichten und den freien Samstag zum *Doppelverdienertum* missbrauchen. (Daran kann die Geldgier oder eine akute Notlage oder auch der schlechte Lohn schuld sein.) Begeistert vom freien Samstagmorgen sind auch die Jungen aus der Stadt, schon weil sie ausschlafen können, ohne dass die Mutter zum Kirchenbesuch mahnt; aber auch sonst scheint es bei ihnen nicht an Ideen für die Freizeit zu fehlen. Anders die älteren Arbeiter, welche in städtischen Häuserblocks wohnen, ohne Garten, ohne Haustiere, ohne Werkstatt, oft auch ohne Kinder: Was sollen sie anderes tun, als der putzenden Frau aus dem Weg zu gehen, den Coiffeur aufzusuchen, so zwischen zwei gelangweilten Bechern im Restaurant? Man ist froh, wenn es Mittag wird und man zum Essen kann.

Gewiss wird es einmal besser werden, wenn der freie Samstagmorgen allgemein ist. Dann wird auch die Schule geschlossen sein und die Zeit am Mittwochnachmittag eingebracht werden. Die Kinder aber werden gerne mit dem Vater einen Ausflug in die Umgebung der Stadt unternehmen; und damit ist auch dem Vater geholfen.

Ein älterer Arbeiter ist auf die Idee gekommen, am frühen Morgen des Samstags eine *Waldwanderung* zu machen. Er hat herumgefragt, wer mit ihm kommen wolle; und es war eine schöne Zahl, die mitgingen. Auch wollen sie nächstens wieder starten. Vielleicht nehmen sie dann einen Vogelschützer mit, der ihnen die Stimmen der frühen Sänger erklärt, oder einen Pilzkundigen. Man kann gegen eine «organisierte» Freizeit protestieren; manch einer, der selber keine Ideen hat, ist aber froh, wenn er sich anschliessen kann.

Einem andern Arbeiter kam der Einfall, einmal mit der Frau auf den *Markt* zu gehen. Es war eigentlich für ihn fast ein Schulungskurs! Nun weiss er besser, wo das Geld hingehet und an was alles seine Frau denken muss.

Ein junger Mann setzt sich hinter seine *Onken-Lehrbriefe*. Jetzt habe er endlich dafür Ruhe und Zeit, statt bis nachts spät mit brummendem Kopf büffeln zu müssen.

Die Rover einer Industriestadt hatten den Spleen, am Samstagmorgen bei alten Leuten den *Garten* umzugraben oder in Ordnung zu bringen. Gemeinschaftsgeist und Freude haben dabei nur gewonnen, besonders auch beim gestifteten Znüni.

Die Freizeit-Werkstatt einer Pfarrei an der Zürcher Stadtgrenze, mit viel Geld eingerichtet, hat verhältnismässig schwachen Besuch. Seltsam! Hat man vielleicht zu wenig berücksichtigt, dass die Jungen mit Leidenschaft Flugmodelle bauen oder Radio basteln würden, aber nicht viel für Holzbearbeitung und für «bedeutend billigere» Möbel übrig haben? Es muss etwas sein, bei dem der Junge den «Anschluss an die heutige Zeit» findet, etwas in der Entwicklung Befindliches, bei dem Ueberraschungen und neue Entdeckungen in der Luft liegen; dann zieht es. In einem grossen Industriedorf ist eine Flugmodell-Gruppe mit über hundert Teilnehmern, unter guter Leitung eines Bautechnikers. Leider lässt sich die Gemeindebehörde nicht einmal zu einem Augenschein herbei, um die grosse Arbeit zu würdigen und bessere Räumlichkeiten dafür freizustellen.

*Am frohesten über den freien Samstagmorgen sind die Frauen, welche ausser Haus ihr Brot verdienen müssen.*

Sicher ist es ein Missbrauch, der unbedingt verschwinden muss, dass Hausfrauen und Mütter gezwungen sind, ausserhäuslicher Erwerbsarbeit nachzugehen, weil der väterliche Verdienst nicht ausreicht. Bis der Familienschutz aber wirklich so weit gediehen ist — wie gelegen kommt da der berufstätigen Frau, auch der alleinstehenden Ledigen, der Samstagmorgen, wo sie waschen und auch noch trocknen und nachmittags plätten kann.

Eine Bemerkung in diesem Zusammenhang: Wie mancher laute Befürworter der Arbeitszeitverkürzung und Fünftage-Arbeitswoche vergisst, dass er selbst als Arbeitgeber — nämlich zu Hause gegenüber seiner Frau — mit dem guten Beispiel vorangehen sollte. Könnte nicht seine Mithilfe am Samstagmorgen es möglich machen, dass die Wohnung — sauber geputzt — nachmittags abgeschlossen wird, und die beiden samt Anhang früher als sonst und ohne Gehetze dem Bahnhof entgegengehen, wenigstens hie und da zu einem fröhlichen gemeinsamen Weekend.

Man könnte das alles auch kürzer und einfacher sagen. Aber am freien Samstagmorgen hat man ja endlich auch Zeit, wieder etwas zu *lesen*, sogar ein *ganzes Buch*, und — nachzudenken. Was hiemit angelegentlichst empfohlen sei.

Georg Troxler, Arbeiterseelsorger

## Wenn der Wunschzettel entsteht . . .

Wenn die Spätherbststürme das letzte Laub von den Bäumen wirbelten, Regen und Schnee an die Fensterscheiben klatschten, die Mutter bald nach vier Uhr nachmittags das Licht anzünden musste, dann wussten wir Kinder, dass das grosse Fest nicht mehr allzu fern war. Ich erinnere mich, wie wir nach dem Nachtessen uns um den Tisch in der Wohnstube scharten, jeder bewaffnet mit Papier, Bleistift, Lineal und Farben.

Der Wunschzettel für Weihnachten wurde in Angriff genommen. Das war jedes Jahr eine grosse und wichtige Sache. Wir haben viel Mühe und Zeit für diese Dokumente aufgewendet. Es war ein fröhliches Schaffen. Vorweihnachtliche Stimmung erfüllte den Raum und legte auf uns alle einen Hauch Weihnachtszauber. Und wenn die Mutter gar noch eine Mandarine, ein paar Nüsse oder ein Probiererli der Weihnachtsgutzi beisteuerte, dann kannte unsere Freude keine Grenzen mehr, und gegen den Mahnruf, dass es höchste Zeit zum Schlafengehen sei, erhoben wir in seltener Einmütigkeit Protest. Wir nutzten unsere Farbstifte erheblich ab, denn die lange Reihe unserer innigsten Herzenswünsche wurde mit einem Tannästlein-Kranz, mit Kerzen und Sternen eingerahmt. Die Anfangsbuchstaben eines jeden Wunsches zierten und verzieren wir zu Kunstwerken, als gelte es mit den Klosterbrüdern von Anno dazumal in Konkurrenz zu treten.

Unser Vater pflegte zu sagen: *Wünschen dürft ihr euch alles*, das kostet nichts! Am Ton seiner Stimme und am Gesicht, das nur mit Mühe die ganze Schalkhaftigkeit verbarg, merkten wir nur zu gut, wie es gemeint war. Doch das hinderte uns nicht, unsere Wünsche nach Herzenlust aufs Papier zu malen, in der beglückenden Erwartung, dass wenigstens einiges davon auf dem Weihnachtstisch wirklich Form und Gestalt annehmen werde. Wenn wir in dieser Vorweihnachtszeit im ungeheizten Schlafzimmer in unseren Betten lagen, konnten wir oft lange nicht einschlafen, weil diese abendlichen Wunschzettelstunden uns schon ganz nahe an die Weihnachtstür herangeführt hatten. Das Zeichnen und malen war jedes Jahr ein Stück Weihnachtsherrlichkeit, grad so, als ob wir durch eine schmale Türspalte einen kurzen Blick in die Weihnachtsstube hätten werfen können.

Wenn ich heute, nach gut 30 Jahren, wieder an jene vorweihnachtlichen Abendstunden in unserem Familienkreis zurückdenke, dann beginnt mein Herz schneller zu schlagen und mir ist, ich sei auch jetzt wieder ganz erfüllt vom Zauber jener Weihnachtszeit. Als heute die eigenen Kinder ihre Wunschzettelkunstwerke voll Kerzli, Sternli und Aestli vor mich hin legten,

da war mir einen Augenblick lang so feierlich zu Mute wie damals, als ich selber in freudig-banger Erwartung meinen Wunschzettel malte.

Ungeachtet unserer Wünsche haben uns unsere Eltern jedes Jahr ein *Buch* auf den Gabentisch gelegt. Sie wussten um den grossen Wert guter Bücher, kannten auch die vielen herrlichen Stunden, die uns Menschen in der Gemeinschaft mit Büchern geschenkt sind. Seit jenen Kindheitstagen hat bis heute wohl kein einziges Mal auf einem Weihnachtstisch das Buch gefehlt. Ich habe es als unentbehrlichen Begleiter in meinem Leben schätzen gelernt und weiss, wieviele Stunden dadurch bereichert und in schönster Weise gefüllt worden sind.

\*

Wenn ich heute durch die abendlichen Strassen der Stadt gehe, in den Schaufenstern die raffiniertesten, allermodernsten und luxuriösesten Geschenkartikel für unsere Kinder sehe, dann wird mir etwas beklommen zu Mute und ich frage mich, ob hier jener geheimnisvolle Zauber der Vorweihnachtszeit, jene freudigerregte Erwartung abendlicher Wunschzettelstunden beim Lampenschein noch Platz findet? Und ich weiss nicht recht, ob auch heute für unsere Kinder ein schlichtes *Buch* inmitten all der unfassbaren Herrlichkeiten zu solcher Lebensnotwendigkeit werden kann, wie wir es erleben durften?

Wenn ich dann in der überfüllten Strassenbahn heimfahre, zusammengedrängt mit Männern und Frauen, die müde und abgearbeitet dasitzen, dann wird mir plötzlich klar, wie sehr auch unsere Zeit, trotz aller Technik und allen Errungenschaften auf unzähligen Gebieten, arm und leer ist ohne jenen vorweihnachtlichen Glanz meiner Jugendtage. Und ich weiss auch, dass weder Fernlenkauto noch andere motorisierte Spielwaren je ein Ersatz dafür sein können, was *Bücher* im Leben des Menschen bedeuten. Darum wollen wir unsern Kindern etwas von dem schenken, das über Jahrzehnte hinaus in uns gewachsen und lebendig geblieben ist. Sorgen wir dafür, dass die Gemeinschaft beim abendlichen Lampenschein zum frohen unverlierbaren Erlebnis für uns alle wird. sfd.

## Bücher in meinem Leben

Die ersten «Bücher», mit denen ich in Verbindung kam, waren die schlichten braunen, gelben und blauen Hefte des *Vereins für Verbreitung guter Schriften*. Meine Mutter kaufte sie jeweils beim Dorflehrer, der sie vertrieb, für 10, 15 oder 20 Rappen. Diese Schriftenreihe bildete unsere Hausbibliothek. Ich halte die Hefchen heute noch, mit 65 Jahren, in Ehren und habe nie geduldet, dass sie dem Altpapierhändler übergeben wurden. Für mich sind sie eine liebe Erinnerung an meine Jugend. Ich brauche nur eines dieser vergilbten Büchlein in die Hände zu nehmen, dann steigen Gestalten und Erlebnisse aus meinem Innern herauf, die ich vergessen glaubte. Die ganze Atmosphäre des Elternhauses haftet an ihnen.

Das erste Buch, das ich mein eigen nennen durfte, war «*Jung-Stillings Lebensgeschichte*». Meine Eltern

schenkten es mir einmal auf Weihnachten. Wenn es auch nicht als eigentliches Jugendbuch anzusprechen ist, oder vielleicht gerade deshalb, ist es mir heute noch lieb und vertraut. Ein solches Buch kann ein Freund fürs Leben sein, und immer, je nach dem Lebensalter, hat es einem etwas zu sagen, kann Erbauung, Trost und Hilfe in schweren Stunden bringen.

Meine Bibliothek ist angewachsen. Es sind nicht mehr nur einzelne Bücher, die zu meinen Freunden geworden sind, es sind *Dichter*. Sie möglichst vollzählig, in Gesamtausgaben, zu besitzen, war mein Bemühen, und ich liess mir Band für Band schenken, bis sie beieinander waren. Nun stehen sie auf meinen Regalen, die Gotthelf-, Keller-, Federer-, Reinhart-, Pestalozzi-, Hesse-Bände und viele andere, und laden mich ein, zu ihnen zu Gast zu kommen. Und ich versenke mich in